

“Weh dem, der sein Haus baut mit ‘Nicht-Gerechtigkeit’
 und seine Obergemächer mit ‘Nicht-Recht’,
 der den andern umsonst arbeiten lässt
 und gibt ihm seinen Lohn nicht;
 der spricht: ‘Ich will mir ein geräumiges Haus bauen
 und weite Obergemächer’,
 und lässt ihm <ein> Fenster ausbrechen
 und <täfert> (es) mit Zeder und streicht es mit Mennig.
 Bist du darin König, dass du in Zeder wetteiferst?
 Dein Vater: Hat er nicht gegessen und getrunken
 und Recht und Gerechtigkeit geübt,
 und es ging ihm wohl?” (Jeremia 22,13-15)

Mit hoher Wahrscheinlichkeit geht dieses Wehe auf den Propheten Jeremia zurück, der es dem König Jojakim von Juda, der von 609 bis 598 in Jerusalem auf dem Thron saß, entgegengeschleudert hat. Der Weheruf stammt aus der Totenklage, die sich im üblichen Fall mit der preisenden Rühmung des Verewigten verbindet:

“Weh, du Stolz Israels, auf deinen Höhen erschlagen!
 Ach, wie sind die Helden gefallen im dichtesten Kampf! ...
 Der Bogen Jonathans wich nie zurück,
 und Sauls Schwert kam nie leer heim.
 Saul und Jonathan, einander lieb und hold,
 im Leben wie im Tode nicht getrennt,
 waren schneller als Adler, stärker als Löwen.” (2. Samuel 1,19.22-23)

Derjenige indessen, dem hier das Requiem gesungen wird, lebt noch, und zwar in Saus und Braus. Der Prophet beweint ihn sarkastisch als Toten, so sicher sieht er sein schlimmes Ende voraus. Statt die großen Taten dieses Noch-Nicht-Toten rühmend zu preisen, ruft er seine Verbrechen ins Bewusstsein: Der König hat seinen Palast mit “Nicht-Gerechtigkeit” und “Nicht-Recht” errichtet. Er hat ein Erscheinungsfenster ausbrechen lassen, dabei aber seinen Nächsten um den Lohn geprellt.

Dieser Palast, der mit Zedern getäfert und mit Mennige rot gemalt war, scheint ein besonders prunkvolles Gebäude gewesen zu sein. Möglicherweise hat die Archäologie ihn sogar gefunden. In Ramat Rahel auf halbem Wege zwischen Jerusalem und Bethlehem wurde in den 1950er Jahren unter einer byzantinischen Klosteranlage ein eisenzeitlicher Palast ergraben, der in das ausgehende 7. Jahrhundert gehört und durch aufwendige Architekturdetails hervorsteht wie Pfeiler, die mit Volutenkapitellen bekrönt waren. Es gab Fenster- oder Balkonbalustraden mit Volutenkapitellen und Palmettensäulen, die in Juda einzigartig sind.

Kritik am Aufwand der Regierung gibt es immer. Die Klage über die Abgaben, die sich heute in Leitartikeln oder am Stammtisch äußert, findet sich auch in der Bibel:

“Eure Söhne wird er nehmen für seinen Wagen und seine Gespanne,
 und dass sie vor seinem Wagen her laufen.
 Eure Töchter wird er nehmen,
 dass sie Salben bereiten, kochen und backen.
 Eure besten Äcker und Weinberge und Ölgärten wird er nehmen
 und seinen Großen geben.
 Eure Knechte und Mägde und eure besten Rinder wird er nehmen
 und in seinen Dienst stellen.” (1. Samuel 8,1-16*)

In unserem Fall geht die Kritik indessen tiefer. Der Palast des Königs war zugleich das Symbol seiner Herrschaft. Das erwähnte Fenster war das Erscheinungsfenster, durch das der König bei repräsentativen Anlässen zu schauen pflegte. Ohne eine solche Burg gab es kein Königtum. Im ugaritischen Baal-Epos muss zuerst der Handwerker-gott Koschar-wa-Chasis im Auftrag des Obergottes El einen Palast bauen, bevor der Meeresherr-gott Jamm seine Königsherrschaft antreten kann:

“Koschar-wa-Chasis, brich auf!
 Baue ein Haus für Jamm,
 errichte einen Palast für den Richter Fluss,
 ein Haus für den Fluss inmitten des Meeres!” (KTU 1.2 III 6-8)

Wenn die Herrschaft im Jahreskreis auf Baal übergeht, muss Koschar-wa-Chasis wiederum einen Palast bauen, dessen Errichtung das Epos aufs ausführlichste beschreibt. Wenn der Palast Voraussetzung der Herrschaft war, Jojakims Palast aber auf ‘Nicht-Gerechtigkeit’ und ‘Nicht-Recht’ gebaut war, bedeutet das: Seiner gesamten Herrschaft fehlte das legitime Fundament.

Das Wehewort des Jeremia begnügt sich nicht damit, die Legitimität des amtierenden Königs in Frage zu stellen. Es verweist auf ein Gegenbeispiel:

“Dein Vater: Hat er nicht gegessen und getrunken
 und Recht und Gerechtigkeit geübt,
 und es ging ihm wohl?” (Jeremia 22,15)

Dieser Vater war König Josia, der von 639 bis 609 regierte und für die nachmalige Erinnerung der Judäer ihr idealer Regent gewesen ist. Seine Herrschaft fiel in die Zeit des Niedergangs der Assyrer, als Juda für einige Jahrzehnte die Fesseln der Vassallität abstreifen konnte. Womöglich ist es Josia sogar gelungen, sein Territorium nach Norden etwas auszudehnen. Freilich trat eine neue Großmacht auf den Plan: Auch Ägypten unter der Dynastie der Saiten stieß in das durch den Verfall Assurs entstandene Vakuum vor und schickte sich an, die Levante in seinen Machtbereich einzugliedern. Im Jahre 609 trat Josia bei Megiddo dem Pharao Necho II. entgegen, der auf dem Wege war, sich am Euphrat dem aufstrebenden neubabylonischen Großkönig entgegenzustellen. “Und der Pharao Necho tötete ihn, als er ihn sah.” (2. Könige 23,29). Was genau geschehen ist, wird für immer im Dunkel bleiben. Im hellen Licht liegt die Bestürzung und Trauer der Judäer. Jeremias Angriff auf den ungeliebten Nachfolger ist das deutlichste Zeugnis für sie.

Mag sein, dass zu dem Bild, das von Josia geblieben ist, auch verklärende Erinnerung beitrug. Für unsere Frage ist das Ideal ohnedies wichtiger als die historische Realität: “Josia ging es gut: Er aß und trank und übte Recht und Gerechtigkeit.” Über diese Aussage ist viel gerätselt worden. “Essen und Trinken” dürfte hier wie an vielen anderen Stellen das normale, ebenso unpräzise wie unbehelligte Dasein bedeuten: “Juda und Israel wohnten sicher, ein jeder unter seinem Weinstock und unter seinem Feigenbaum” (1. Könige 5,5). “Sie aßen und tranken und waren fröhlich” (1. Könige 4,20) – und ihr König mit ihnen. Die Bedingung dieses sicheren, geordneten Daseins aber waren “Recht und Gerechtigkeit”. Recht und Gerechtigkeit zu garantieren, war Sache des Königs. Wenn er sich dieser Aufgabe annahm, war seine Herrschaft legitim: “Den Königen ist Unrecht tun ein Greuel; denn durch Gerechtigkeit wird ein Thron gestützt” (Sprüche 16,12).

Das Begriffspaar lautet im Hebräischen *mišpāt ūšəḏāqāh*. Der Doppelbegriff bringt seine Bedeutung im Wechselspiel zur Entfaltung. *mišpāt*, Derivat der Wurzel *špt* „richten“, bezeichnet Vollzug und Ergebnis des Richtens: den Rechtsentscheid sowie das aus der Summe der Rechtsentscheide hervorgegangene, fallbezogene Recht. *šəḏāqāh* aber, bezogen auf *mišpāt*, ist jene Haltung, die sich bei Entscheidungen an das überlieferte Recht gebunden hält. Es bedeutet soviel wie Berechenbarkeit, Ordnungsgemäßheit, aktive Ordnungsliebe. Der Doppelbegriff „Recht und Gerechtigkeit“ bezeichnet die verlässliche Rechtsordnung und auf ihr aufbauend die verlässliche Lebensordnung.

Gemessen an der Bedeutung, die dem geordneten Miteinander für den inneren Frieden einer Gesellschaft zukommt, überrascht, dass alle frühen Belege des Doppelbegriffs im Alten Testament sich auf die Regierungstätigkeit des Königs beziehen. Man rühmt von ihm, dass er *mišpāt ūšəḏāqāh* übt, oder beklagt, dass er es nicht tut. Recht und Gerechtigkeit sind demnach nicht zuerst eine Norm, die jedermann verpflichtet. Sie bezeichnen die durch die Macht des Königs geschützte Lebensordnung. Der Gegenbegriff zu Recht und Gerechtigkeit ist nicht so sehr Unrecht und Willkür, sondern die Unordnung, das Chaos.

In der Rückbindung der Lebensordnung an den König spiegelt sich geschichtliche Erfahrung. Israel und Juda erlebten sich, nicht anders als ihre Nachbarn, als ein Erzeugnis des Königtums. Dieses eisenzeitliche

Königtum war eine Art Ritterherrschaft, die auf der Schlagkraft verhältnismäßig kleiner Trupps von Berufskriegern beruhte. Sie rekrutierten sich aus jener Bevölkerungsschicht, die in den Quellen *‘apiru* genannt wird, das sind Menschen, die aus verschiedenen Gründen aus der bronzezeitlichen Gesellschaftsordnung herausgefallen waren und auf eigene Faust, unter anderem durch Räuberei, ihr Auskommen suchten. Diese Leute konnten sich auch zu Banden zusammenschließen. Als gegen Ende der Bronzezeit der Arm Ägyptens erlahmte, der die Stadtstaaten Palästinas im Machtgleichgewicht hielt, gewannen solche Banden die politische Oberhand. Entweder unterwarfen sich die Städte dem erpressten Schutz, oder sie wurden erobert. Wir können die Anfänge schon im 14. Jahrhundert beobachten, weil sich im ägyptischen Tell el-Amarna Reste des Archivs der Pharaonen Amenophis III. und IV. erhalten haben, darunter die in babylonischer Keilschrift geführte Korrespondenz mit den palästinischen Kleinfürsten, die den Pharaon händeringend um Unterstützung in ihrem Abwehrkampf bitten. Auf dieser Grundlage entstanden im 10. Jahrhundert unter Saul und David die Königtümer Israel und Juda, deren Grundmuster durch vier Jahrhunderte bis zur Eroberung durch Assyrer und Neubabylonier wesentlich dasselbe geblieben ist. Man darf nicht an die moderne Form des Staates denken. Die Rolle des Königs war die einer überörtlichen Schutzmacht. Er sicherte nach außen in Auseinandersetzung mit den Nachbarkönigtümern das Territorium und sorgte nach innen durch die Wahrnehmung des Obergerichts für den Landfrieden. Die richterliche Funktion stand dermaßen im Vordergrund, dass hebräisch *šp̄t* „richten“ auch soviel wie „regieren“ bedeuten kann.

Die erfolgreiche, für das Land segensreiche Regierung kulminiert in der Aussage, dass der König „Recht und Gerechtigkeit“ geschaffen habe. „David war König über ganz Israel, und er schaffte Recht und Gerechtigkeit seinem ganzen Volk“ (2. Samuel 8,15). Dasselbe soll für die sagenumwobene Herrschaft Salomos gegolten haben. Außer sich vor Staunen stellt die Königin von Saba fest: „Weil Jahwe Israel lieb hat ewiglich, hat er dich zum König gesetzt, dass du Recht und Gerechtigkeit übst“ (1. Könige 10,9b).

Der König als Wahrer des Rechts – das ist freilich mehr politisch-ideologisches Konzept gewesen als rechtspraktische Wirklichkeit. Das „salomonische Urteil“, das die Herrschaft des weisen Königs beispielhaft vor Augen führen will, hat sicher niemals stattgefunden.

„Zu der Zeit kamen zwei Huren zum König und traten vor ihn. Und die eine Frau sprach: Ach, mein Herr, ich und diese Frau wohnten in einem Hause, und ich gebar bei ihr im Hause. Und drei Tage, nachdem ich geboren hatte, gebar auch sie. Und der Sohn dieser Frau starb in der Nacht. Und sie stand auf und nahm meinen Sohn von meiner Seite und legte ihn in ihren Arm, und ihren toten Sohn legte sie in meinen Arm. Und als ich des Morgens aufstand, um meinen Sohn zu stillen, siehe, da war er tot. Die andere Frau sprach: Nein, mein Sohn lebt, doch dein Sohn ist tot. Da sprach der König: Teilt das lebendige Kind in zwei Teile und gebt dieser die Hälfte und jener die Hälfte. Da sagte die Frau, deren Sohn lebte, zum König: Ach, mein Herr, gebt ihr das Kind und tötet es nicht! Da antwortete der König und sprach: Die ist seine Mutter.“ (1. Könige 3,16-27*).

Dieser berühmte Kasus ist kein israelitischer Stoff, sondern findet sich in der Überlieferung der Völker in vielen Varianten, die meisten davon in Indien. Ein Fall wie dieser gehörte von Rechts wegen nicht vor den König. Die Pflege des innergentalen Rechts, um das es sich hier handelt, oblag dem *pater familias*. Das öffentliche Recht wiederum wurde auf örtlicher Ebene zwischen den rechtsfähigen Männern im *Tor* verhandelt. Dort hatte das fallbezogene Gewohnheitsrecht, das die alten Rechtssammlungen bewahrt haben, seinen gegebenen Ort. Eine weitere Instanz war der Kultort, wo schwierige Beweislagen sich mit Hilfe der Priester durch ein Gottesurteil entscheiden ließen. Den König brauchte man für all das nicht.

Um gleichwohl eine Brücke zur Rechtspraxis zu schlagen, gerierte der König sich als der Rechtswahrer jener, die selbst keine Möglichkeit hatten, ihre Belange vor Gericht geltend zu machen. Das waren Waise und Witwe, die ihren Rechtsvertreter verloren hatten, sowie der Fremdling, der nicht als Vollbürger galt. „Fremdling, Witwe und Waise“ galten als die *personae miserae*. An ihrem Recht misst sich, ob das Recht überhaupt in Geltung ist: „Du sollst das Recht des Fremdlings und der Waise nicht beugen und sollst der Witwe nicht das Kleid zum Pfand nehmen“ (Deuteronomium 24,17). Denn „Jahwe behütet die Fremdlinge und erhält Witwen und Waisen“ (Psalm 146,9). Das mögen im allgemeinen bloße Formeln gewesen sein. Die ideologische Färbung ist im Epilog des Codex Hammurapi gut zu erkennen:

„Damit der Starke den Schwachen nicht schädigt,
um der Waise und der Witwe zu ihrem Recht zu verhelfen,

habe ich in Babel, der Stadt, deren Haupt Anu und Enlil erhoben haben,
 in Esagil, dem Tempel, dessen Grundfesten wie Himmel und Erde fest sind,
 um dem Lande Recht zu schaffen,
 um die Entscheidungen des Landes zu fällen,
 um dem Geschädigten Recht zu verschaffen,
 meine überaus wertvollen Worte auf meine Stele geschrieben
 und vor meiner Statue namens 'König der Gerechtigkeit' aufgestellt." (CH XLVII 59-78)

Entsprechendes wurde auch in Juda propagiert.

Dennoch gab es Anlässe einzugreifen. In den Familien und Orten konnte Unrecht ungesühnt bleiben, wenn der Pater familias selbst der Übeltäter war oder die Versammlung der Vollbürger rücksichtslos den Fremdling bedrängte. Als die Bewohner der Philisterstadt Gerar den Isaak, der vor einer Hungersnot mit seiner Frau in ihre Stadt geflohen war, in Lebensgefahr bringen, lässt der König Abimelech den Erlass verkünden: "Wer diesen Mann oder seine Frau antastet, der soll des Todes sterben" (Genesis 26,11). Dieser Rechtssatz ist beispielhaft für eine Gattung, die wir "Todesrecht" nennen. Sie ist in Exodus 21 in Form einer Rechtssatzreihe überliefert:

"Wer einen Menschen schlägt, dass er stirbt, der soll des Todes sterben.
 Wer Vater oder Mutter schlägt, der soll des Todes sterben.
 Wer einen Menschen raubt,
 sei es, dass er ihn verkauft, sei es, dass man ihn bei ihm findet,
 der soll des Todes sterben.
 Wer Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes sterben.
 Wer einem Vieh beiwohnt, der soll des Todes sterben." (Exodus 21,12.15-17; 22,18)

Alle diese Fälle betreffen schwere Verbrechen, die im Schatten der Familie oder des eigenen Hofes geschehen konnten, zum Beispiel Versuche, sich durch Schläge oder Fluch der alten Eltern als Kostgängern zu entledigen, oder durch Menschenraub das Gesinde zu vergrößern. Alle diese fallbezogenen Verbote sind mit derselben Formel sanktionsbewehrt: "der soll des Todes sterben". Wer sie erlassen hat, muss über die Macht verfügt haben, die Tötung auch durchzusetzen: das war der König, der hier in den innergentalen Rechtsbereich durchgriff.

Die dritte Möglichkeit für den König, sich als Wahrer des Rechts zu präsentieren, war die Sammlung und Veröffentlichung der Gesetze. Wir wissen das durch den schon genannten Codex Hammurapi: eine Sammlung des fallbezogenen Gewohnheitsrechts, die durch Prolog und Epilog wie eine königliche Inschrift gerahmt ist. Eine solche Rechtssatz-Sammlung enthält auch das Alte Testament in Gestalt des sogenannten Bundesbuchs. Die gesammelten Rechtssätze setzen nirgends den König als Rechtsinstanz voraus; doch dass sie schriftlich niedergelegt wurden und erhalten blieben, wäre ohne die Schreiber und das Archiv am Königshof schwerlich möglich gewesen. Dass das alttestamentliche Bundesbuch keinen Prolog und Epilog (mehr) besitzt, wiegt nicht schwer.

Interessant ist, dass die Sammlung formwidrig in der Anrede einsetzt und auch am Ende in die Anrede übergeht:

"Dies sind die Rechtsordnungen, die du ihnen vorlegen sollst:
 Wenn du (*urspr. jemand*) einen hebräischen Sklaven kauf(st),
 so soll er dir (*urspr. ihm*) sechs Jahre dienen;
 im siebten Jahr soll er ohne Lösegeld freigelassen werden." (Exodus 21,1-2)

Diese Abwandlung beruht möglicherweise darauf, dass der König das Recht auf solche Weise veröffentlichte, dass er es durch den Priester an der Kultstätte als Anrede des Gottes an ihn selbst ausgeben ließ. Das deutlichste Beispiel ist der Dekalog: "Ich bin Jahwe, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir" (Exodus 20,2-3). Die verwendete Redeform ist die kultische Offenbarungsrede, die wir besonders gut aus den neuassyrischen Heilsorakeln kennen. Sie wird hier zur Promulgation des Rechts gebraucht. Das Deuteronomium, dessen Kern eine Gesetzesnovelle des Bundesbuchs mit dem Ziel ist, den offiziellen Kult auf das Heiligtum in Jerusalem zu konzentrieren und das deswegen womöglich insgesamt als königliches Erlassrecht zu deuten ist, ist durchgängig in der Form

der Anrede gehalten. Auch hier kann man sich für die älteste Form den König als Adressaten vorstellen, auch wenn das "Du" heute das Gottesvolk betrifft.

In dieser Redeform kommt die Überzeugung zum Ausdruck, dass der König als Wahrer von Recht und Gerechtigkeit nicht in eigener Machtvollkommenheit handelt. In antiken Begriffen nahm der König mit dieser Funktion das Mandat der Gottheit wahr. Nur so wurde seine Herrschaft legitim. Die Ordnung der Welt war nicht den schwachen Händen der Menschen allein überlassen; alles, was sie in dieser Hinsicht taten, war ein Tun im Auftrag des Gottes, der seinerseits der Garant umfassender Ordnung und Sicherheit war.

Ein deutliches Zeugnis, das sich ohne weiteres übertragen lässt, ist wiederum der Codex Hammurapi. Der Prolog endet mit den Worten:

"Als Marduk mich beauftragte, die Menschen zu lenken und dem Lande Sitte angedeihen zu lassen, legte ich Recht und Gerechtigkeit in den Mund des Landes und trug Sorge für das Wohlergehen der Menschen. Damals:" (CH V 14-32)

Dann folgt die Sammlung der kasuistischen Rechtssätze, die nunmehr, ihrer rein rechtspraktischen Veranlassung und ihrer offensichtlichen Herkunft aus dem überlieferten Gewohnheitsrecht zum Trotz, als Gottesrecht gelten.

Der wichtigste Anlass, bei dem die Beauftragung des Königs durch die Gottheit demonstriert werden wollte, war die Thronbesteigung: die erstmalige Thronbesteigung bei Beginn einer Regentschaft, und die jährliche Thronbesteigung am Neujahrsfest im Herbst, wenn nach der sommerlichen Trockenheit die Vegetation wieder erwachte. Das Zeremoniell als solches können wir nicht rekonstruieren – das meiste wird ohnehin nicht dokumentiert worden sein. Aber im Psalter sind Texte erhalten geblieben, die sich diesem Anlass zuordnen lassen. Psalm 72 ist ein Hymnus zur Thronbesteigung:

"Jahwe, deine Rechtsentscheide gib dem König
und deine Gerechtigkeiten dem Sohn des Königs.
Er möge lange leben vor der Sonne
und vor dem Mond von Geschlecht zu Geschlecht.
Es sprosse in seinen Tagen Gerechtigkeit
und Fülle des Heils, bis kein Mond mehr ist.
Sein Name bleibe allezeit,
vor der Sonne sprosse sein Name." (Psalm 72,1.5.7.17a)

Die Wünsche, die bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden, betreffen das gerechte und dauerhafte Regiment. Dabei gilt, dass Recht und Gerechtigkeit, wenn der König sie im bestimmten Rechtsfall ausübt, die Gabe der Gottheit sind. In seiner Richterfunktion nimmt der König das Mandat des Gottes wahr. Der auffallend betonte Verweis auf die Sonne unterstreicht einerseits die zeitliche Dauer der Herrschaft, andererseits erinnert er daran, dass für altorientalisches Verständnis der Sonnengott die Funktion des Richters ausübt. In seinem gleißenden Licht werden die Taten der Menschen offenbar.

Die guten Wünsche bilden indessen nur das Gerüst des Psalms, das durch eine Reihe von Explikationen gefüllt wird:

"Jahwe, deine Rechtsentscheide gib dem König
und deine Gerechtigkeiten dem Sohn des Königs.
*Die Berge mögen Heil tragen für das Volk
und die Hügel durch Gerechtigkeit.*
Er möge lange leben vor der Sonne
und vor dem Mond von Geschlecht zu Geschlecht.
*Er komme hernieder wie Regen auf die Mahd,
wie Regenschauer, die das Land besprengen.*
Es sprosse in seinen Tagen Gerechtigkeit
und Fülle des Heils, bis kein Mond mehr ist.
Es sei Fülle des Getreides im Land,

*auf dem Gipfel der Berge woge es.
Wie der Libanon blühe seine Frucht,
und seine Ähre wie das Kraut des Landes.
Sein Name bleibe allezeit,
vor der Sonne sprosse sein Name.”* (Psalm 72,1.3.5-7.16-17a)

Recht und Gerechtigkeit, die vom König geübt werden, sollen auf die natürliche Beschaffenheit des Landes einwirken, auf die Abfolge der Jahreszeiten, auf die Bewässerung durch den Regen und auf den Ernteertrag. Man kann hier ermessen, dass dieser Hymnus an den Beginn des Jahres mit dem eintretenden Winterregen gehört.

Zu diesem Hymnus kennen wir aus mesopotamischen Quellen mehrere Parallelen. Ein Beispiel ist ein Thronbesteigungshymnus für Assurbanipal aus der Mitte des 7. Jahrhunderts:

“Möge Schamasch, der König des Himmels und der Erde
dich in das Hirtenamt über die vier Weltgegenden einsetzen.
Möge Assur, der dir das Zepter gab, deine Tage und Jahre lang machen. ...
Mögen Beredsamkeit, Verständnis, Recht und Gerechtigkeit
ihm als Gabe geschenkt sein. ...
Möge der Geringere reden und der Größere hören!
Möge der Größere reden und der Geringere hören!
Mögen Eintracht und Friede in Assyrien aufgerichtet werden!
Assur ist König, wahrlich Assur ist König.
Assurbanipal ist der Repräsentant des Gottes Assur,
das Werk seiner Hände.”

Die Parallelen sind offenkundig, auch wenn in diesem Beispiel die Explikationen sich eher auf das Rechtsleben im engeren Sinne und den daraus erwarteten inneren Frieden des Reichs beziehen.

Auf den Hymnus hat der König wahrscheinlich mit dem Preis des Gottes und einer Art Amtsverpflichtung geantwortet. Diese Antwort kann man in Ps 101 wiederfinden:

“Von Huld und Recht will ich singen,
dir, Jahwe, will ich spielen.
Ich lege vor meine Augen keine nichtsnutzige Sache.
Abirrungen zu begehen, hasse ich, so etwas hängt mir nicht an.
Ein falsches Herz weiche von mir. Böses will ich nicht kennen.
Wer seinen Nächsten heimlich verleumdete, den bringe ich zum Schweigen.
Den Stolzen und Hochmütigen ertrage ich nicht.
Nicht darf inmitten meines Hauses wohnen, wer trügerisch handelt.
Wer Lüge redet, soll nicht stehen vor meinen Augen.”

Neben der strengen Korrektheit in allen Entscheidungen kommt es für den König darauf an, dass er integre Berater hat.

Auch für einen solchen Text lassen sich außerbiblische Parallelen finden, zum Beispiel die Inschrift des persischen Großkönigs Darius auf seinem Felsengrab in *naqš-i-rustām*:

“Nach dem Willen Ahuramazdās bin ich so geartet,
dass ich das Recht liebe, das Unrecht hasse.
Ich will nicht haben, dass der Schwache des Starken wegen Unrecht leide;
aber ich will auch nicht haben, dass der Starke des Schwachen wegen Unrecht leide.
Was recht ist, daran habe ich Gefallen.
Einem Lügenknecht bin ich nicht freund.
Ich bin nicht jähzornig.
Auch wenn es in mir kämpft, bezwinde ich meinen Zorn.
Ich beherrsche meinen eigenen Sinn fest.”

Der König gab sich in solchen Bekundungen als der Vasall des Gottes, der von dem Gott oder den Göttern den Auftrag erhalten hatte, Recht und Gerechtigkeit zu wahren. Er war für seine Herrschaft gegenüber dem göttlichen Oberherrn rechenschaftspflichtig. Die Rechts- und Weltordnung war nicht ins Belieben des Machthabers gestellt. Der König hatte der Ordnung des Gottes zu dienen.

Die dafür entwickelten religiösen Denkmuster spiegelten die Verhältnissen unter den Menschen. Man stellt sich die Gottesherrschaft so vor, dass man die Königsherrschaft in den Himmel projizierte. So wie der König der Lehnsherr seiner Höflinge und Militärs war, war er selbst der Vasall des Gottes. Die Königsherrschaft Gottes wurde zum Ordnungsrahmen, der die Auffassung von der Welt als ganzer bestimmte. In der Bibel bestimmt die Rolle Gottes als des Königs die religiösen Vorstellungen von der Schöpfung bis zur Eschatologie, von der Ordnung der Natur bis zur Ordnung des menschlichen Zusammenlebens. Sie bestimmte auch die Gottesbegegnung im altisraelitischen Kult bis in die Einzelheiten als königliche Audienz. Noch die heutigen Liturgien im jüdischen und christlichen Gottesdienst lassen diesen Ursprung erkennen.

Die im Zusammenwirken von Gott und König geschaffene Ordnung wurde indessen nicht als feste Größe erlebt. Gerechtigkeit war mit der Herrschaft des Königs nicht ein für allemal erreicht, sondern blieb in ständiger Gefährdung, angewiesen auf den immer neuen Sieg der Ordnung über das Chaos. Das gilt nicht nur für die Rechtspflege im engeren Sinne. Es ist auch für den Bereich politischer Herrschaft offenkundig. In den eisenzeitlichen Königreichen war die Macht selten auf Dauer stabil. Bei geringen Anzeichen von Schwäche traten aus der Truppe, die die Machtbasis bildete, Rivalen hervor. Die Auseinandersetzungen zwischen Saul und David sowie unter Davids Söhnen, von denen das Alte Testament in eindrucksvollen Erzählungen berichtet, auch die mehrfachen Dynastiewechsel des Nordreichs und die Umstürze in Juda vermitteln davon einen Eindruck.

Die Menschen erfuhren aber nicht nur die politische Ordnung als instabil, sondern ebenso die Ordnung der Natur. Das prägte aufs stärkste ihr Lebensgefühl. Der Wechsel der Jahreszeiten wird in Palästina vom krassen Wechsel zwischen winterlicher Regenzeit und sommerlicher Trockenzeit bestimmt. Im Sommer fällt die Vegetation der Dürre anheim, die Natur erstirbt. Überdies wird das Land häufig von heftigen Erdbeben erschüttert, da es in der tektonischen Bruchzone zwischen der afrikanischen und der asiatischen Kontinentalplatte liegt. Die Erde wurde als eine dünne, wackelige Schale erlebt, ausgespannt zwischen den Horizontbergen wie die Plane eines Beduinenzelts. Unter dieser dünnen Schale fand sich Wasser, das chaotische Urmeer, das unterirdisch gegen die Berge anbrandete, so dass die Säulen der Erde erzitterten. Die Ordnung der Welt aber beruhte darauf, dass der Gott wie in einem politischen Rivalenkampf das Chaos in Schach hält.

„Jahwe gehört die Erde und was sie erfüllt,
der Erdkreis und die darauf wohnen.
Denn er ist es, der sie über den Meeren gegründet
und über den Strömen fest hingestellt hat.“ (Psalm 24,1-2).

In dieser Schöpfung und Erhaltung bewährte sich Jahwes machtvolle Gerechtigkeit.

Das zeigt gut Psalm 36, der zugleich eine Hymne auf den Tempel ist, der als Mikrokosmos den schützenden und nährenden Makrokosmos symbolisiert:

„Jahwe, bis an den Himmel reicht deine Huld,
deine Treue bis an die Wolken.
Deine Gerechtigkeit ist wie die Gottesberge.
Deine Rechtssprüche sind wie die große Urflut.
Menschen und Vieh hilfst du.
Jahwe, wie kostbar ist deine Huld!
Götter und Menschen bergen sich unter dem Schatten deiner Flügel.
Sie trinken sich satt am Fett deines Hauses,
und mit dem Strom deiner Wonne tränkst du sie.
Denn bei dir ist die lebendige Quelle,
in deinem Licht sehen wir das Licht.“ (Psalm 36,6-10)

„Deine Gerechtigkeit ist wie die Gottesberge“, das heißt wie die Säulen, die den Kosmos über dem Chaosmeer stabil halten. Rechtsordnung, politische Ordnung, natürliche Ordnung und Weltordnung durchdringen einander, so wie in dem einzelnen Rechtsentscheid die Ordnung als solche zur Debatte steht. Im Kult aber werden sie erfahrbar.

Alljährlich erwies sich die Gefährdetheit der Lebenswelt, wenn der Regen im Sommer über Monate ausblieb und das Land dem Tode anheimfiel. Im Mythos besiegte der Tod den Wettergott, sei es Baal, sei es Jahwe, so dass er von der Erde verschwand. Mit dem einsetzenden Winterregen aber trat der Wettergott von neuem die Herrschaft an. Er nahte im Gewitter von Westen, wobei er in dramatischem Kampf über den chaotischen, lebensfeindlichen Meeressgott den Sieg davontrug. Der ugaritische Baal-Mythos aus dem 14. Jahrhundert gibt uns ein Bild von den Vorstellungen und lässt sich mit kleinem Vorbehalt auf Juda übertragen:

„Jahwe ist König geworden!
 Es jauchze die Erde.
 Die vielen Inseln sollen sich freuen.
 Wolken und Dunkel sind um ihn.
 Gerechtigkeit und Recht stützen seinen Thron.
 Feuer geht vor ihm her
 und verbrennt ringsum seine Feinde.
 Seine Blitze erleuchten den Erdkreis.
 Die Erde sieht es und bebt.
 Die Berge zerschmelzen wie Wachs
 vor dem Herrn der ganzen Erde.
 Die Himmel verkünden seine Gerechtigkeit.
 Alle Götter neigen sich vor ihm.“ (Psalm 97,1-6)

Es ist wahrscheinlich, dass die Thronbesteigung Jahwes zum herbstlichen Jahresbeginn zusammen mit der Thronbesteigung des Königs im Kult begangen wurde – eine Demonstration für den machtvollen Sieg der Gerechtigkeit Gottes über Chaos und Tod, die im Kult mit Hymnen begangen wird:

“Jauchzet Jahwe, die ganze Erde,
 seid fröhlich und jubelt und spielt!
 Spielt Jahwe mit der Leier,
 mit der Leier und dem Klang von Saiten!
 Mit Trompeten und Hörnerschall
 jauchzet vor dem König Jahwe.
 Das Meer möge brausen und was es füllt,
 der Erdkreis und die auf ihm wohnen.
 Die Fluten sollen in die Hände klatschen zumal,
 und die Berge sollen jubeln vor Jahwe;
 denn er kommt, die Erde zu richten.
 Er wird richten den Erdkreis mit Gerechtigkeit
 und die Völker, wie es recht ist.” (Psalm 98,4-9)

Die feindlichen Chaosmächte: das Meer und die Fluten, sind gebändigt und stimmen akklamierend in den Jubel der Kultgemeinde ein.

Der Sieg der Gerechtigkeit Gottes wird erfahren im Wiedererwachen der Natur, die allen zugute kommt.

“Fürchte dich nicht, Ackerland! Jauchze und freue dich!
 Denn groß hat Jahwe gehandelt.
 Fürchtet euch nicht, ihr Tiere des Feldes.
 Denn es grünen die Weiden der Steppe.
 Ja, der Baum trägt seine Frucht,
 Feigenbaum und Weinstock bringen ihren Ertrag.
 Und ihr Söhne Zions, jauchzet!
 Freut euch über Jahwe, euren Gott!

Denn er gibt euch Speise zur Gerechtigkeit
 und lässt euch Regen fallen,
 Früh- und Spätregen wie früher.
 Die Tennen füllen sich mit Weizen
 und die Keltertröge laufen über von Most und Öl." (Joel 2,21-24)

Gerechtigkeit in dieser Dimension ist allein Sache Gottes. Sie entsteht aus einem Machtkampf zwischen Tod und Leben, der den Verfügungsbereich des Menschen von vornherein übersteigt. Das schließt nicht aus, dass der Mensch im Rahmen seiner Möglichkeiten für die Ordnung der Welt Verantwortung trägt: „Du lässt ihm wenig fehlen an einem Gott, mit Ehre und Hoheit krönst du ihn. Du lässt ihn herrschen über die Werke deiner Hände, alles hast du ihm zu Füßen gelegt“ (Psalm 8,6-7). Das mag zunächst über den König gesagt sein, wird aber im biblischen Zusammenhang sozusagen demokratisiert und gilt schließlich für jedermann. Niemand darf sich dem Anspruch von Recht und Gerechtigkeit entziehen. Nur wenn die Weltordnung auch im Kleinen gilt, ist gedeihliches Leben möglich.

Dieser Verantwortung kann der Mensch sich zu seinem Schaden und zum Schaden der Gemeinschaft entziehen. Davon handelt die Polemik der Propheten, zum Beispiel in dem berühmten Weinberglied des Jesaja, dass in Wahrheit ein metaphorisch verkleideter Rechtsfall ist:

„Mein Freund hatte einen Weinberg auf einer fetten Höhe.
 Er grub ihn um und entsteinte ihn und bepflanzte ihn mit edlen Reben.
 Er baute auch einen Turm darin, auch eine Kelter grub er.
 Dann wartete er, dass er gute Trauben brächte; aber er brachte schlechte.
 Denn der Weinberg Jahwe Zebaoths ist das Haus Israel,
 und die Männer von Juda sind die Pflanzung, an der sein Herz hing.
 Er wartete auf Rechtsanspruch, siehe, da war Rechtsbruch,
 auf Gerechtigkeit, siehe, da war Geschrei über Schlechtigkeit." (Jesaja 5,1b-2.7)

Das Urteil, sobald die Maske gefallen ist, ist ein berühmtes Wortspiel, das sich im Deutschen nur schlecht nachahmen lässt: Aus *mišpāt* „Recht“ wird *mišpāh* „Blutvergießen“, aus *ṣdāqāh* „Gerechtigkeit“ wird *ṣāqāh* „Zetergeschrei“. Diese Anklage stammt wahrscheinlich noch aus der Zeit Jesajas; denn sie gebraucht die staatsrechtlichen Begriffe *bēt yiśrā'el* „Haus Israel“ und *ʾiṣ yəhūdāh* „Männer von Juda“ nebeneinander, als bestünden die beiden Königtümer noch. Um so mehr erstaunt, dass die Anklage sich nicht an die Könige von Israel und Juda richtet, sondern an die beiden politischen Gebilde als ganze, das heißt implizit an jedermann.

Dieselben Töne vernehmen wir zur selben Zeit in den Anklagen des Amos, und wieder als parodistische Totenklage in Form eines Weheworts: „Weh denen, die Recht in Wermut verwandeln und Gerechtigkeit zu Boden stoßen!“ (Amos 5,7). Der Adressat bleibt diesmal ungenannt. Da aber das Wehe sich auf eine Mehrzahl bezieht und insofern allgemein gilt, entsteht erneut der Eindruck, Recht und Gerechtigkeit seien eine Norm für jedermann. Der Prophet stellt fest, dass diese Norm in ihr Gegenteil verkehrt worden sei. Die Anwendung auf die konkrete Rechtsprechung ist übrigens erst nachträglich hinzugefügt worden: „Sie hassen den, der im Tor richtig entscheidet, und wer vollständig aussagt, den verabscheuen sie.“ Ebenso stammen die Verallgemeinerungen aus späterer Zeit: „Ihr verwandelt das Recht in Gift und die Frucht der Gerechtigkeit in Wermut“ (Amos 6,12b). Immerhin verlangt die Forderung „Es ströme wie Wasser das Recht und Gerechtigkeit wie ein immerfließender Bach“ (Amos 5,24) nicht nur die verlässliche Beständigkeit, sondern lässt auch die naturbezogene Fruchtbarkeit von Recht und Gerechtigkeit noch erkennen.

So wird „Recht und Gerechtigkeit“ schließlich zur allgemeinen Norm, die sich die höfische Weisheit und von ihr her die alttestamentliche Ethik überhaupt auf die Fahnen geschrieben hat: „Besser wenig mit Gerechtigkeit als viel Einkommen mit Nicht-Recht“ (Sprüche 16,8). *lō mišpāt* „Nicht-Recht“ ist jener Anti-Begriff, den Jeremia dem seinen Palast errichtenden König Jojakim entgegengehalten hat. Auf diese Weise war es dann möglich, das Fehlen von Recht und Gerechtigkeit als eine Ursache für den Untergang zunächst des Nordreichs Israel und anderthalb Jahrhunderte später des Südreichs Juda zu verstehen.

Dabei hatte es nicht sein Bewenden. Nach dem Untergang ersehnten die Judäer nichts dringender als die Wiederkehr ihres Königums. Allerdings blieb diese Sehnsucht utopisch: Die Perser als Oberherrn ließen

mehr als die begrenzte Souveränität der Jerusalemer Tempelgemeinde nicht zu. Um so kräftiger entwickelte sich aus der Enttäuschung die messianische Hoffnung. Die wichtigste Eigenschaft, die man dem Messias als dem künftigen Heilskönig zuschrieb, war wiederum, dass er "Recht und Gerechtigkeit" üben werde.

"Siehe, es kommt die Zeit, Spruch Jahwes,
dass ich dem David einen gerechten Spross erwecken will.
Der soll ein König sein, der wohl regieren
und Recht und Gerechtigkeit im Lande üben wird.
Zu seiner Zeit soll Juda geholfen werden und Israel sicher wohnen.
Und dies wird sein Name sein, mit dem man ihn nennen wird:
Jahwe unsere Gerechtigkeit." (Jeremia 23,5-6).

Das Vorbild des Idealkönigs Josia wirkt fort, nun allerdings wird sein Thronname ganz offen dahin zugespitzt, dass es der Gott Jahwe ist, der durch den König für Gerechtigkeit sorgt. Angesichts der tatsächlichen politischen Bedeutungslosigkeit tritt die religiöse Dimension des Konzepts vollends in den Vordergrund.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Aussage von der Geburt eines möglichen Thronfolgers, auf den sich angesichts des abgehauenen Stammes Isais, also der abgebrochenen Dynastiefolge der Davididen, die Hoffnungen richteten:

"Er wird nicht richten nach dem, was seine Augen sehen,
noch Urteil sprechen nach dem, was seine Ohren hören,
Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein
und die Treue der Gurt seiner Hüften." (Jesaja 11,3b.5)
"Seine Herrschaft wird groß werden und Friede ohne Ende
über dem Thron Davids und über seiner Königsherrschaft,
dass er sie stütze und aufrichte mit Recht und Gerechtigkeit." (Jesaja 9,6)

Mehr denn je wird "Recht und Gerechtigkeit" von einer politischen Doktrin zu einer zutiefst religiös bestimmten ethischen Norm. Sie verpflichtet den einzelnen, überschreitet aber zugleich dessen Wirkungskreis bei weitem. Die gerechte und von Wohlfahrt bestimmte Weltordnung geht über das Maß dessen, was Menschen angesichts des Chaos, das sowohl in der natürlichen Lebenswelt wie im Zusammenleben beständig droht, bewirken können. Das ändert nichts an der richtungsweisenden Bedeutung dieser Norm, es bekräftigt nur ihre fundamentale Bedeutung. Es zeigt aber, dass am Ende alles auf das Einverständnis mit dem Willen der Gottheit ankommt, und dass der Mensch in seinem begrenzten Radius nur handeln kann, wenn er zugleich Gott als den machtvollen König von Recht und Gerechtigkeit am Werk weiß:

"Wahrt das Recht und übt Gerechtigkeit;
denn mein Heil ist nahe, dass es komme,
und meine Gerechtigkeit, dass sie offenbart werde." (Jesaja 56,1)

So lautet einer der spätesten Belege, die sich für den Doppelbegriff im Alten Testament noch finden lässt. Soweit man ihn in der seitherigen Geschichte beherzigt hat und in der Gegenwart beherzigt, gilt nach wie vor, was Jeremia einst über König Josia gesagt hat: "Er aß und trank und übte Recht und Gerechtigkeit, und es ging ihm wohl" (Jeremia 22,15).